

nommen; Dumas in der Unterhaltung sprudelnd von Geist und Lebendigkeit, aber wenig distinguirt und oft ohne Takt und Würde. Alfred de Vigny ist gemüthlich, etwas schüchtern, stets ehrenwerth, voll Tiefe, sensitiv und behutsam, was einige mit Unrecht Affectation nennen; Chateaubriand ist ganz eigenthümlich; man erblickt in ihm den genialen Weltmann und den hohen Würdeträger der ersten, vornehmsten Gesellschaft. Es liegt in seinem Benehmen nichts von der Subjektivität, welche einige Kritiker ihm mit Unrecht vorwerfen.

Sein Leben ist so reich, so wechselnd, so inhaltschwer, so poetisch und so politisch zugleich gewesen, daß es einem solchen Helden wohl erlaubt ist, von sich und seinem Wirken zu sprechen. Es hat mich befremdet daß Barnhagen v. Ense vor einiger Zeit bei Gelegenheit des Congresses von Verona eine etwas befangene Beurtheilung in der Zeitung für die elegante Welt erscheinen ließ, worin auch viel über Chateaubriand's Selbstgefühl gesprochen wurde.

Es giebt so viel Pygmäen in der Jetztwelt, die mit ihrem ewigen Ich, mit ihrer hausbackenen Nüchternheit, mit ihrer fragenhaften Arroganz kokettiren, daß man keineswegs das tiefe Bewußtseyn eines großen Geistes mit der kleinlichen Selbstsucht und Ueberschätzung verwechseln sollte. Hüt ab vor Chateaubriand, ihr Biographen und Kritiker, Mäkler und Mißvergnügten in Krähwinkel und in Paris! Einigen Leuten hat Chateaubriand zu lange gelebt und deshalb wollen sie glauben machen: er habe sich überlebt und sey ganz vergessen. Dem ist aber nicht so; Chateaubriand bringt nicht in die tägliche Polemik der Literatur und die Napoleongestalt der Bendom-Säule hat nichts gemein mit den Statuetten von unsern kleinen Tagesberühmtheiten.

Doch zurück zu meinem Besuche in der rue d'Enfer. Wir waren nur vier Personen bei Tisch: Chateaubriand, seine fromme, kränkelnde Gemahlin, welche ihre Tage mit der Krankenpflege zubringt, Mlle. Amey und ich. Zwei alte Diener, die aus glanzvollen Zeiten mit Opfern in dem Haushalte beibehalten waren, warteten auf. Das Service war einfach aber vornehm. Ein Paar schöne Katzen theilten die Mahlzeit mit und erhielten aus der Hand des Verfassers von „Atala“ eine reichliche Nahrung. Die Unterhaltung war schon am Kaminfeuer lebhaft gewesen und blieb auch bei Tische ununterbrochen interessant. Chateaubriand erzählte von seinen Erinerungen aus England, aus Berlin, wo er Gesandter gewesen, er sprach mit Achtung von einigen Berliner Gelehrten, erwähnte der Sage von der weißen Frau und führte an, wie eine erlauchte Person in der preussischen

Hauptstadt ihm selbst versichert, an diese Ahnfrau des hohenzollerischen Hauses und an mehrere seltsame Trauerfälle in der Königsfamilie zu glauben. Bald ward die Unterhaltung politisch. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zogen wie in einer raschen Prozeßion, von des großen Schriftstellers Ansichten gezeichnet, an mir vorüber.

(Beschluß folgt.)

Moldauische Volkslieder.

Es ist für den Reisenden im Ganzen nichts schwerer, als das Sammeln von Volksliedern, und es ist fast nicht leichter, Leute zu ihrem Vortrage zu bewegen, als einen großen Dichter bei einer flüchtigen Visite sogleich zum Verfertigen eines Gedichts zu bringen. Denn wenn die Gesänge selbst auch schon sehr alt sind, so ist doch ihr jedesmaliges Inslebentreten immer wieder neu, und erfordert eine passende Gelegenheit, eine augenblickliche Begeisterung, die der Reisende nicht immer abwarten oder herbeiführen kann. Doch gelang es mir, freilich mit großer Mühe und Umständen auf einer Reise durch die Moldau im Sommer 1838, aus dem Munde des Volks mehrere Dichtungen zu sammeln, von denen ich hier drei kleine Liebeslieder mir mitzutheilen erlaube, die unter sich in einer Art von Zusammenhange zu stehen scheinen, da das eine die Klage eines sentimental und unglücklichen Liebhabers, das zweite die bittere Antwort seiner spröden Schönen und das dritte die Rache des Moldauischen Amors an ihrer Sprödigkeit enthält. —

Eine sonderbare Eigenthümlichkeit der Moldauischen Volksesänge, die wir noch bevorworten müssen, besteht darin, daß vor jedem Liede, es sey der Inhalt, welcher er wolle, erst „Das grüne Blatt“ irgend eines Baumes mit den Worten „Frunse werde“ (frons viridis) angerufen wird z. B. „frunse werde belijak“ („O grünes Blatt des Lindenbaumes“) oder „frunse werde dematass“ („O grünes Blatt des Maulbeerbaumes“). Erst nach diesem Anruf lassen sie dann das Lied selber folgen, ähnlich, wie die Epiker zu Anfang ihrer Gedichte eine Muse anrufen. Es ist dieß eine hübsche Sitte, durch die sich der Geist sogleich mitten in die schöne Natur versetzt fühlt, in welcher die Poesie am schönsten erklingt. Es ist ungefähr so, wie wenn ein Dramatiker bei seinem Stücke vorher ankündigt, die Handlung sey in einem Walde unter dem Schatten einer Eiche, und man möge sich gleich alles Andere dabei denken, was noch dazu gehört. Es ist dieser Anruf „Frunse werde“ gleichsam ein kurzes Gebet an die Hamadryade eines Baumes, unter deren Schutze das Gedicht entstanden, oder wie die